

## ERFAHRUNGSBERICHT EINES BETROFFENEN

Karl-Otto Maue, Hamburg

*" Gut schaut Du aus!  
- Danke! Werds meinem  
Krebs weitersagen.  
Wird ihn ärgern."*

Diese Zeilen des leider im Sommer 2006 an Krebs verstorbenen Dichters Robert Gernhard spiegeln meine Haltung im Kampf gegen den Krebs hervorragend wider. Ich will ihn mit meinem gesunden Aussehen, denn "gut schaut Du aus" meint ja: "gesund schaut Du aus", ärgern. Ich will ihn mit einer möglichst guten körperlichen Verfassung bekämpfen, nicht er soll mich fertig machen, ich will ihn fertig machen. Und wenn es mir nicht gelingen sollte, ihn zu erledigen, dann will ich ihn wenigsten klein kriegen.

Am 13. Juni 2004 bin ich bei Fernsehdreharbeiten – ich arbeite als freiberuflicher Journalist für einen norddeutschen Fernsehsender – mit schweren kolikartigen Schmerzen im Oberbauch zusammengebrochen und noch am gleichen Tag in die Notaufnahme des UKE in Hamburg eingeliefert worden.

Diagnose: Eine schwere Entzündung im Bereich der Bauchspeicheldrüse. Da sei aber noch mehr, vermuteten die Ärzte. Nach 10 Tagen und einigen Gewebeproben aus dem Pankreas und der Leber stand fest: Ein ca. 5cm großer bösartiger Tumor im Kopf der Bauchspeicheldrüse, keine Metastasen in der Leber, vermutlich auch nicht anderswo, also: operabel. Der Stationsarzt, ein junger, leider sehr unsensibler Mensch, eröffnete mir sogleich, dass meine Lebenserwartungen nicht allzu groß sein würden. Erschüttert durch die grausame Diagnose "Krebs" glaubten meine Familie und ich dem zunächst. Dann besorgten wir uns alles, was wir an Literatur über Krebs im Allgemeinen und Bauchspeicheldrüsenkrebs im Besonderen bekommen konnten, lasen, dass 5% der Pankreaskarzinombefallenen eine Überlebenschance haben, und wir sagten

uns: Warum soll ich nicht zu diesen 5 % gehören? Meine Familie stand mir bei wie nie zuvor in meinem Leben. Meine Frau hatte Gott sei Dank Ferien und konnte mich täglich besuchen. Meine Tochter kam aus Berlin nach Hamburg und meine beiden Söhne hatten mir ein Bild gemalt, Papa im grünen Garten in der Hängematte, und der Jüngste, damals 10 Jahre alt, hatte "gute Besserungen" darunter geschrieben. Doppelt gemoppelt, das musste einfach hinhalten.

Am 6. Juli 2004 wurde ich operiert. Eifeinhalb Stunden lang. Die Bauchspeicheldrüse wurde komplett entfernt (totale Duodenopankretaktomie), zusätzlich der Zwölffingerdarm, die Milz usw. Tags darauf erlitt ich als OP-Folge eine Leberthrombose, eine weitere vierstündige Operation war die Folge. Danach erholte ich mich langsam. Circa eine Woche nach der OP bekam ich starke Schmerzen, wieder im Oberbauch. Nachdem ein etwas zu lässiger Stationsarzt meinte, ich würde zu viel in mich hineinhören, stellte ein zweiter, sorgfältiger diagnostizierender Kollege fest, dass ich an einem Gallenleck litt. Eine Narbe an den Gallenwegen hatte sich geöffnet und Gallenflüssigkeit lief in den Bauchraum. Mithilfe eines Katheters wurde mir eine Drainage nach außen gelegt, als neugieriger Fernsehmann wollte und konnte ich den Eingriff auf dem Monitor verfolgen. Noch vier Wochen nach meiner Entlassung musste ich mit einem Kunststoffbeutel herumlaufen, in dem die Gallenflüssigkeit gesammelt wurde, bis die Wunde verheilt war.

Am 30. Juli wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Den Ärzten der Chirurgie des UKE bin ich dankbar für das, was sie geleistet haben, mit dem die OP leitenden Oberarzt habe ich noch heute Kontakt. Trotzdem musste ich hier heraus, ich spürte, dass ich unter gesunde Menschen musste. Die nächsten vier Wochen verbrachte ich im Kreis meiner Familie und guter Freunde auf dem Land, in der Hängematte oder im Strandkorb. Um 25 Kilo leichter als vor der OP, was mir aber offensichtlich gut stand. "Gut schaust Du aus", hörte ich damals sehr häufig und seitdem immer wieder.

Nach vier Wochen "Schonzeit" sollte ich eigentlich für drei Wochen in eine Reha-Klinik. Aber ich wollte nicht. Ich wollte nicht schon wieder wochenlang unter Kranken sein. Ich wollte nicht schon wieder wochenlang im Trainingsanzug über neonröhrenbeleuchtete Flure schleichen, ich wollte keine Visiten, keine „strengen“ Schwestern. Nachdem mich eine Schwester viermal hintereinander morgens früh um viertel vor Sieben aus dem Schlaf geklingelt hatte, wann ich denn nun endlich käme, stand mein Entschluss fest: Gar nicht! Ich wollte unter gesunden Menschen sein, nicht immer nur tagein, tagaus mich mit meiner Krankheit beschäftigen, ich wollte so schnell wie möglich wieder arbeiten, soweit es irgend möglich war, ein normales Leben führen. Als mich die strenge Schwester zum fünften Mal aus dem Schlaf klingelte, sagte ich ab.

Durch den Verlust der Bauchspeicheldrüse war ich 100prozentiger Diabetiker geworden. Im Krankenhaus hatte ich notdürftig gelernt, damit umzugehen, meine Verdauungsfermente zu den Mahlzeiten zu schlucken, BE-Einheiten zu berechnen, entsprechend Insulin zu spritzen. Das klappte mehr schlecht als recht. In der Reha-Klinik, so hatte man mir gesagt, sollte ich "eingestellt" werden, auch würde man dort lernen, "diabetikergerecht" Mahlzeiten zubereiten und sogar entsprechend kochen zu lernen. Auch wenn man mir versicherte, das habe nichts mit dem Krankenhausessen zu tun (auf das ich hier nicht näher eingehen will), ich wollte nicht "diabetikergerecht" kochen lernen. Ich erfuhr, dass es auch Diabetologen gibt, bei denen man lernen kann, den Diabetes auf normales Essen einzustellen, auf unterschiedliche Tagesabläufe, solche mit viel Bewegung und solche mit viel Ruhezeit. Das war für mich das Richtige, denn wenn ich wieder arbeiten würde, war klar, dass die Tage sehr unterschiedlich ablaufen würden. Auf Drehreisen würde ich wieder viel Bewegung haben (und damit viel Energie verbrauchen und wenig Insulin benötigen), oft unregelmäßig essen müssen und schon gar nicht Diabetikerkost erhalten. An anderen Tagen würde ich viel Ruhe haben und damit weniger Energie verbrauchen und mehr Insulin benötigen.

Meine medizinische Betreuung sah folgendermaßen aus: Mehrere Monate besuchte ich einmal wöchentlich eine diabetologische Praxis, hier lernte ich den Umgang mit dem Insulin. Die Nachsorge erfolgte in der Praxis Prof. Klapdor, der mir als Pankreaskarzinom-Spezialist empfohlen worden war und für den Rest war mein seit Jahren mit der Familie gut befreundeter Hausarzt zuständig.

Am 27. August 2004, also vier Wochen nach meiner Entlassung aus dem UKE, fing ich wieder an zu arbeiten. Meinen Arbeit- beziehungsweise Auftraggebern hatte ich schon vor der OP "reinen Wein" eingeschenkt, sie über meine Krebserkrankung informiert. Das hat sich im Nachhinein als sehr richtiger Schritt heraus gestellt. Zum einen habe ich eine vorher nie vermutete Unterstützung erhalten, zum anderen muss ich nichts verheimlichen. Das bedeutet: ein Stressfaktor weniger. So höre ich regelmäßig, wenn ich in den Fernsehsender oder die Produktionsfirma komme, dieses "Gut schaust Du aus!" Und ich antworte: "Danke! Werds meinem Krebs weitersagen. Wird ihn ärgern."

Mein Glück war und ist, dass ich mir meine Arbeitszeit fast völlig frei einteilen kann. Ich muss nicht morgens um 9 Uhr in irgendeinem Büro sitzen, das ich vor 15 Uhr nicht verlassen darf. Wenn es mir nicht gut geht, kann ich die Termine auf später verschieben oder an anderen Tagen arbeiten. Das funktionierte alles so gut, dass ich übermütig wurde. Ende 2004 unternahm ich wieder die berufsbedingten zwei- oder dreitägigen Auslandsreisen, vor allem nach Südeuropa. Im Frühjahr 2005 unternahm ich regelmäßig fast dreimal pro Monat diese Reisen, ohne zu merken, dass dies meinen Körper viel zu sehr beanspruchte. Am 18. Juni saß ich in den südfranzösischen Bergen auf 1.800 Meter Höhe und bekam über 40 Grad Fieber. Das war nicht sehr witzig. Danach wurde ich vernünftiger. Ich musste erst lernen, auf meinen Körper zu hören, ich musste begreifen, dass ich einen Körper hatte, mit dem nicht mehr alles zu machen war, wenn man nur wollte.

Im Spätsommer 2005 kam der Rückschlag. Obwohl eine PET-CT-Untersuchung keinen Hinweis auf ein Rezidiv oder Metastasen ergeben hatte, blieb der Verdacht bestehen, das etwas nicht in Ordnung sei. Die CA 19 Werte waren zu hoch. Die routinemäßige zweimonatliche MR-Untersuchung des Oberbauchs und eine im Herbst 2005 im Klinikum Großhansdorf durchgeführte Punktierung ergaben schließlich die Gewissheit: einige, wenn auch wenige Metastasen in der Lunge.

*"Weil Krankheit stets nach Heilung schrie,  
erfand der Mensch die Therapie..."*

*Robert Gernhard*

Wieder flossen viele Tränen in der Familie, aber aufgeben wollten wir nicht. Seit Herbst 2005 nehme ich an einer Chemotherapie teil. Die medizinische Umsicht, die immer freundlichen Schwestern und die überhaupt nicht einschüchternde Atmosphäre in der Praxis machten und machen es mir leicht, hier regelmäßig herzukommen. Zunächst wurde mir Gemcitabine verabreicht, seit dies im Februar 2006 nicht mehr wirkte, bekomme ich zweiwöchentlich Oxaliplatin und einmal wöchentlich "5FU". Die üblichen Nebenwirkungen hatten sich bald eingestellt: Nicht wieder aufgehörendes ständiges Kribbeln in den Fingern und den Fußspitzen, regelmäßig angegriffene Schleimhäute, vor allem im Mund, dann aber auch in Magen und Darm. Aber trotz alledem hatte ich wieder einmal Glück. Die Therapie schlug an, die größte Metastase hat sich bis Februar 2007 von 2,7 auf 1,4 cm verkleinert, die wenigen anderen werden ebenfalls "dezent", wie die Ärzte so nett sagen, kleiner.

*"Wer immer von der Chemo spricht,  
tut dies auf eigne Kappe.  
Mein Fazit? Also: Sie ist nicht  
von Gold. Und nicht von Pappe."*

*Robert Gernhard.*

Meine Arbeit habe ich durch die Chemotherapie nicht unterbrochen. Im Gegenteil, zeitweilig arbeite ich mehr als zuvor. Ich merke, dass mir dieser "gesunde" Stress gut tut. Dies lenkt mich ab von meiner Krankheit, mit der ich mich nicht tagein tagaus befassen will. Und es stärkt den gesunden Teil meines Körpers. Unangenehmen Stress dagegen versuche ich zu vermeiden, von mir fern zu halten. Das hat inzwischen sogar mein Finanzamt verstanden und akzeptiert, dass meine Steuererklärungen nicht so regelmäßig und pünktlich kommen wie die für normale und gesunde Bürger gemachten Vorschriften dies vorsehen. Ja, man kann sogar von Behörden gewisse menschliche Regungen erzwingen. Man muss nur hartnäckig sein und darf sich von dem vielen eng bedruckten Papier, das einem zunächst in den Postkasten flattert, nicht einschüchtern lassen.

Medizinisch fühle ich mich rundum sehr gut und gewissenhaft versorgt. Aber ich bin ganz sicher, egal, wie der Verlauf meiner Krankheit sein wird, dass die Psyche, die innere Einstellung, die man gegenüber solch einer schweren Krankheit hat, ganz, ganz wichtig ist. Krebs kann zum Tod führen, muss es aber nicht.

Und wenn ich es doch nicht schaffe? Dann habe ich zumindest so lange wie irgend möglich so gelebt, wie ich es will, und nicht wie mein Krebs es mir aufzwingen will. "Die Hoffnung stirbt zuletzt" lautet eine Redewendung, bzw. ein Filmtitel, was nichts anderes bedeutet als: Die Hoffnung darf man nicht aufgeben.

Karl-Otto Maue, Januar 2007